

(Nachdruck verboten.)

25]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Belle wurde dunkelrot. „Ich hab' mir ja gleich gedacht, daß sie mich wieder zum besten haben wollten, möchte aber nicht nein sagen,“ antwortete er kleinlaut.

„Na ja, man muß ja manchmal Pujads sein!“ sagte die Frau, „ob man es nun is oder nich.“

„Was is denn Hafelfett?“ fragte Belle.

„Herrjemine — das hast Du gewiß manch Liebes Mal geschmeckt, Du Wurm! Aber so was muß man oft ruhig hinnehmen, ohne den Namen davon zu kennen.“

Da ging ihm ein Licht auf. „Das is woll Prüigel mit 'm Hafelsteden?“

„Ja, dacht' ich mir's doch, daß Du es kennen müßtest!“

„Na, ich habe bloß die Peitsche gekriegt — über die Weine.“

„Na ja, das laß Dir man nich' leid sein — das eine is ebenso gut wie das andere. Aber nu sollst Du einen Schluck Kaffee haben, und inzwischen will ich Dir die Ware einpacken.“ Sie schob ihm eine Tasse Kaffee mit braunem Zucker hin und machte sich daran, grüne Seife in ein Stück Papier zu füllen. „Siehst Du, dies gibst Du ihnen, das is das beste Hafelfett. Das Geld kannst Du selbst behalten.“

Belle war nicht ganz geheuer bei der Regelung.

„Ja, dann behalte ich das Geld solange,“ sagte sie, „— uns beide sollen sie doch nich zum Narren haben. Und dann sieh Du zu, wie Du damit fertig wirst. Aber die Ohren mußt Du ja steif halten.“

Er hielt sie auch wirklich steif, aber sie waren ihm tüchtig heiß. Die Knechte fluchten über den Verlust der fünfzig Dere und erkannten ihn zu dem größten Idioten auf Gottes Erdboden; aber er hatte die Genugtuung, daß das nur geschah, weil er nicht dumm genug war. Und die fünfzig Dere gehörten ihm!

Hundertmal am Tage befühlte er es, ohne das es dadurch abgenutzt wurde, hier war endlich etwas, das seinen Glanz nicht durch den Besitz einbüßte. Er kaufte bis ins Unendliche dafür — bald für Lasse, bald für sich selbst. Die kostbarsten Dinge erwarb er sich, und wenn er hinreichend lange bei einem Kauf verweilt hatte und des Besitzes überdrüssig wurde, machte er sich daran, etwas anderes zu kaufen. Das Geld behielt er darum doch. Plötzlich konnte ihn die wahnsinnige Furcht ergreifen, daß das Geld weg sei; wenn er dann danach fühlte, war er doppelt froh.

Belle war mit einem Schläge Kapitalist geworden — durch eigene Tüchtigkeit — und er wucherte gut mit seinem Kapital. Er hatte sich schon alles gekauft, was er für begehrenswert hielt, — er hatte wenigstens das Ganze an der Hand; und allmählich, wenn etwas Neues innerhalb seiner Welt auftauchte, sicherte er sich das Vorkaufsrecht dafür. Lasse war der einzige, der um seinen Reichtum wußte, und er mußte sich widerstrebend in die wildesten Spekulationen hineinziehen lassen. — — —

Er hörte an dem Klang, daß die Maschine in Unordnung geraten war; die Pferde hörten es auch, sie blieben bereits stehen, ehe noch Halt gerufen wurde. Dann ging es Schlag auf Schlag: Halt! Vorwärts! Halt! Vorwärts! Stopp! Kommt! Prtl und Belle zog den Baum rückwärts, fuhr weiter und hielt wieder an, bis das Ganze wieder schnurrte. Dann wußte er, daß der lange Ole in die Maschine hineinstopfte, während Per Olsen Futter abmaß — Ole war ein Tölpel, so schlecht wie er stopfte!

Er war wieder gut in Gang gekommen und ging nun ruhig weiter, ohne die Ecke dort am Kuhstall aus den Augen zu lassen. Wenn Lasse da zum Vorschein kam und sich auf den Bauch klopfte, so bedeutete das, daß es bald Mittagszeit war.

Jrgendwas hinderte den Baum, die Pferde mußten alle Kraft anspannen, da sprang er mit einem Ruck über das unsichtbare Hindernis hinweg. Aus der Dreschscheune ertönte ein Schrei und ein vielstimmiges Halt! Die Pferde standen plötzlich still, und Belle mußte den Baum packen, damit ihnen der nicht auf die Weine laufen sollte. Es währte

eine Weile, bis man herauskam und die Pferde hineinzog, so daß Belle in die Scheune hineinkommen und sehen konnte, was da los war.

Da drinnen wand sich der lange Ole über seiner einen Hand; die Bluse war darum gewickelt, aber das Blut tropfte durch den Stoff auf den Boden der Scheune. Er beugte sich weit vor und humpelte herum, warf den Körper auf die Seite und redete verständnisloses Zeug. Die Mägde standen bleich da und starrten ihn an. Die Knechte zankten sich, welches Hausmittel das beste zum Blutstillen sei — einer von ihnen kam mit einer Handvoll Spinnengewebe vom Heuboden heruntergerutscht.

Belle ging hin und sah in die Maschine hinein, um sich Klarheit darüber zu verschaffen, was so grimmig an ihr war. Zwischen zwei Treibrädern sah so etwas wie ein Nagel, als er an der Walze rührte, fiel der größte Teil eines Fingers auf den Scheunenboden herab. Er nahm ihn mit ein wenig Spreu auf und trug ihn zu den andern hin. Als der lange Ole den Finger sah, wurde er ohnmächtig; man konnte nichts dazu sagen, er war ja nun zeitlebens ein Krüppel. — Aber Per Olsen mußte ja sagen, daß er zur guten Stunde von der Maschine weggekommen war.

An dem Tage wurde nicht mehr gedroschen. Des Nachmittags ging Belle in den Stall und spielte, er hatte gar nichts zu tun. Während des Spielens entwarf er dem Vater Zukunftspläne, sie waren ganz davon in Anspruch genommen.

„Und dann zieh'n wir nach Amerika — und graben Gold!“

„Om — ja, das wäre nicht das Schlechteste. Aber da gehören viele halbe Kronen zu, um die Reise zu machen.“

„Dann können wir ja auch Steinhauer werden.“

Lasse blieb mitten im Futtergang stehen und stand nun da und überlegte gesenkten Kopfes. Er war herzlich unzufrieden mit der Stellung, sie arbeiteten sich zu zweien für hundert Kronen ab, und damit konnten sie nicht einmal auskommen; von Freiheit war auch niemals die Rede, man war ganz einfach ein Sklave. — Aus sich selbst brachte er es nie weiter, als unzufrieden und enttäuscht über alles zu sein, er war zu alt. Schon allein das Suchen nach Auswegen zu etwas Neuem war eine unüberkommene Arbeit, und alles sah so hoffnungslos aus. Aber Belle war rastlos, jedesmal, wenn er mit irgend etwas unzufrieden war, entwarf er Pläne zu Dutzenden, wilde und einigermaßen vernünftige, bunt durcheinander. Und er riß den Alten mit fort.

„Wir könnten ja auch in die Stadt gehen und arbeiten,“ sagte Lasse grübelnd, da verdienen sie eine blanke Krone nach der andern. Aber was soll'n wir denn bloß mit Dir anfangen? — Du bist zu klein, um ein Stück Werkzeug zu hantieren.“

Diese harte Tatsache setzte Belles Plänen für einen Augenblick ein Ziel; aber dann tauchte sein Mut von neuem wieder auf. „Ich kann gut mit in die Stadt kommen,“ sagte er, „denn ich will schon —“ er nickte verblümt.

„Na, was willst Du denn?“ fragte Lasse gespannt.

„Ja, vielleicht geh' ich unten am Hafen spazieren und hab' nichts zu tun, und da fällt ein kleines Mädchen ins Wasser, und ich rette es. Aber das kleine Mädchen is die Tochter von einem feinen Mann, und da —“ Belle überließ den Rest Lasses Phantasie. „Dann müßtest Du aber erst schwimmen lernen,“ sagte Lasse ernsthaft, „denn sonst würdest Du ertrinken.“

Von der Knechtammer ertönte Geschrei, das war der lange Ole. Der Arzt war gekommen und war mit seiner verstümmelten Hand beschäftigt. „Ach, lauf 'mal rüber und sieh nach, was draus wird!“ sagte Lasse. „In solchem Augenblick beachtet Dich niemand, wenn Du Dich klein machst.“

Nach einer Weile kehrte Belle zurück und berichtete: „Die drei Finger waren ganz zerquetscht und hingen in Lappen herunter, nun hatte der Doktor alles weggeschnitten.“

„Waren es diese drei?“ fragte Lasse gespannt und zeigte den Daumen, den Zeigefinger und den Mittelfinger. Wenn er der Wahrheit die Ehre geben wollte, so hatte Belle nichts gesehen, aber seine Phantasie ging sofort mit ihm durch.

„Ja, es waren die Schwurfinger!“ sagte er und nickte bestimmt.

„Dann ist Per Olsen unschuldig,“ sagte Lasse und seufzte tief auf. „Wie schön ist das — eine Gnade von Gott!“ Derselben Ansicht war Belle.

Der Steengaard-Bauer fuhr den Doktor selbst in die Stadt, und nach einer Weile schickte Frau Kongstrup nach Belle. Er sollte etwas für sie vom Kaufmann holen.

9.

Auf Belle machte es keinen weiteren Eindruck, wurde er in einem Punkte niedergeschlagen, gleich erhob er sich auf zwei andere — er war unüberwindlich. Und er besaß des Kindes reiche Fähigkeit zu verzeihen, sonst müßte er alle Erwachsenen mit Ausnahme von Vater Lasse gehaßt haben. Aber enttäuscht war er!

Es war schwer zu sagen, wer sich am meisten versprochen hatte, der Junge, dessen Kinderphantasie sich das Unglaublichste aus allen Erzählungen aufgebaut hatte, oder der Alte, der selbst schon einmal hier gewesen war.

Aber Belle vermochte selber dem Dasein einen reichen Inhalt zu verleihen und war nach allen Seiten hin in Anspruch genommen, daß er nur so eben Zeit hatte, die Enttäuschung im Vorüberfahren festzustellen. Seine Welt war übersinnlich wie die des Fakirs: ein kleines Samenkorn konnte im Laufe von Minuten aufsprossen und zu einem mächtigen Baume werden, der alles andere überschattete. Die Ursache entsprach niemals der Wirkung, und hier galt ein anderes Schweregesetz — die Ereignisse trugen ihn stets empor.

Die Wirklichkeit konnte ihn so hart bedrängen, wie sie wollte, immer kam er aus der Klemme heraus, in irgendeinem Punkt bereichert. Und die Gefahr konnte niemals drohend groß werden, solange Vater Lasse beruhigend mächtig hinter allem auftrat.

Aber — Lasse hatte mehr als einmal im entscheidenden Augenblick versagt, und jedesmal, wenn Belle mit ihm drohte, wurde er nur ausgelacht. Die Allmacht des Alten konnte nicht neben seiner zunehmenden Abfälligkeit bestehen bleiben, Tag für Tag bröckelte ein wenig davon ab. Belle mußte, so ungern er es tat, seine Vorsehung fahren lassen und den beschützenden Ausweg in sich selber suchen. Das war reichlich früh, aber er nahm die Verhältnisse auf seine Weise hin. Mißtrauen hatte er sich schon angeeignet und Scheu! Er machte täglich unbeholfene Versuche, hinter die Worte der Leute und hinter die Dinge zu kommen. Da war ja wieder irgend etwas hinter allem! Oft führte es ihn in Verwirrung, zuweilen aber war der Ausfall auffallend gut.

(Fortsetzung folgt.)

Anfiedler-Geschichten aus Nordland.

Von Andreas Haukland.

(Schluß.)

Sein Jammern war indessen bald erloschen. Aber dann hörte Steinar wieder Schmatzen und Zerpfittern von Knochen.

Da wußte er, daß der verwundete Wolf von seinen Kameraden in Stücke gerissen worden, und daß sie ihn jetzt auftrugen.

Als der Tag völlig angebrochen war, schlich das Wolfsrudel vom Eise hinunter und in den Wald hinein.

Als sie fort waren, kroch Steinar hervor. Seine Beine waren steif und er konnte sich fast nicht auf ihnen halten.

Rings umher sah er Haarbüschel und Blutflecke am Boden. Er blickte sich um und lauschte. Hörte aber keinen Ton.

Da schleppte er sich, gebückt und elend, zum Hofe heim, den er abends erreichte.

Steinar hatte zwei Söhne, Orm und Brynjulb.

Orm, der Älteste, war klein wie der Vater, breitschultrig, mager und stark, mit gelbgrauer Haut und dunklen Haaren.

Brynjulb war groß und blond.

Als sie heranwuchsen, nahm der Vater sie immer öfter mit in den Wald und ins Gebirge. Sie lernten Auerhähnen und Birchhühnern auf den kleinen Waldlichtungen Fallen stellen. Und sie lernten, Heden für die Schneehühner zu en und im Strauchwerk des Gebirges Fallen aufstell. Im Herbst schaufelten sie Wolfsgruben, wenn der Spaten ... In die Erde ging. Diese Gruben waren groß und sehr tief. In ihre Ritze wurde ein starker Pfahl gesteckt, dessen Länge der Grubentiefe entspricht. Und oben auf dem Pfahl wurde aus Bel' ren eine Plattform hergestellt. Der übrige Teil der Grube wurde mit Flechten-

zweigen und Radeln angefüllt. Wenn dann der erste Schnee fiel, und die ganze Erde weiß und glatt war, legten sie ein Brett vom Grubenrande zur Plattform. Ueber das Brett schleppten sie dann ein Lamm oder einen Hund und banden das Tier an dem Pfahl fest. Dann gingen sie zurück und zogen das Brett wieder fort.

Während dann die Nacht hereinbrach, stand das Tier und jammerte darüber, in der Nacht allein im Walde zu sein, oder es stand und heulte klagend in der Dunkelheit.

Und wenn das Echo seiner Klage hie und da zwischen den Bäumen erstarb, ertönte als Antwort ein langes: Uhu! von den großen Eulen unter dem Gebirge. Dann stand es bebend und hörte den Laut lang und unheimlich zwischen Gebirge und Wald umherwandern: Hu—ul! Und wenn alle Stimmen wieder erstarben und die Stille so groß wurde, daß es war, als hörte man die Nacht mit einem dumpfen Ton durch den Wald gehen, dann zerbrach das Tier wieder an seinen Fesseln und sandte wilde Klagen in die Dunkelheit hinaus.

Die Wolfsrudel, die hungrig in der kalten Nacht umherjagten, sie hörten das einsame Tier und gingen dem Tone nach. Wie sie aber das Tier dort allein auf dem offenen Platz stehen sahen, witterten sie Unrat und begannen zwischen den Bäumen den Platz zu umkreisen.

Wie die Verzweiflung des Hundes ihre Feigheit überwand und sie hinwärts, um es in Stücke zu reißen.

Da brach der Boden unter ihren Füßen, die Erde öffnete sich, und sie taumelten hinab unter den weißen Schnee. Die ganze Nacht erklang ihr Geheul durch die schwarzen Oeffnungen, während sie unablässig dort unten im Kreise umherrantten.

Aber das Tier, das auf der Plattform über ihnen festgebunden war, bebte und schwieg.

Und die Wölfe, die oben zurückgeblieben waren, und ihre Kameraden verschwinden gesehen hatten, sie schlüchen wieder in den Wald ab.

Des Morgens kam Steinar mit seinen Söhnen dorthin. Sein Gesicht verzerrte sich. Er blickte hinab und knurrte wie ein wildes Tier. Dann rissen sie die Dede ab. Und begannen mit langen Stangen die Wölfe totzuschlagen.

Es konnte den ganzen Tag währen, bis sie sie getölet hatten. Die Wölfe sprangen zur Seite oder fingen den Schlag mit den starken Zähnen auf. Aber manchmal traf ein Schlag den Wolf auf den Rücken. Mit gebrochenem Rückgrat blieb er sitzen und schielte hinauf und zeigte die weißen Zähne in dem roten Rachen. Und sein heißer Atem drang ihm wie eine Wolke aus dem Schlunde.

Wenn der letzte Wolf verstümmelt dort unten saß, stieg Steinar in die Grube hinab. Und dann tötete er unter Scheltworten und rasenden Flüchen Stück für Stück mit der Art.

An diesen Schlachtungen nahm Orm mit zähneknirschender Borne teil.

Er war noch nicht völlig erwachsen. Er haßte nur ein Geschöpf. Und das war der Wolf.

Als er ein kleiner Knabe war, hatte sich ihm dieser Haß unauslöschlich eingebrannt.

Es war an einem Wintertage. Vater und Mutter waren in den Wald gegangen.

Orm, den man in das Haus eingeschlossen hatte, hörte ein Klaffen vor der Tür. Er lief hin und versuchte zu öffnen. Es war ja sein liebster Freund, der draußen stand, der kleine Hund, den er im Frühjahr vom Vater bekommen hatte.

Aber die Tür ließ sich nicht öffnen. Da setzte er sich an die Erde und plauderte mit dem Hund durch einen Spalt.

Und der Hund klaffte und winselte draußen. Orm konnte sehen, wie er zusammengebückt, auf drei Beinen, draußen stand, und fror. Es zog schlimm durch den Türspalt, daß das Gesicht des Knaben schmerzte wie von Peitschenschlägen. Aber er blieb sitzen und plauderte mit dem Hunde und achtete nicht darauf.

Da plötzlich sieht er den Hund die Ohren spitzen und hört ihn klaffen, als läme jemand auf das Haus zu.

Da lief Orm ans Fenster und hauchte so lange auf die Scheibe, bis ein Loch im Eise entstand, durch das er hinaussehen konnte. Er dachte, daß es Vater und Mutter sein müßten, die da kämen.

Aber er sah niemand. An dem Laut konnte er erkennen, daß der Hund manchmal zusammenkroch und winselte wie in Angst, und im nächsten Augenblick sprang das Tierchen in die Höhe und klaffte, als ob es spielen wolle.

Orm hauchte weiter auf die Scheibe, daß das Loch im Eise größer und größer und die Aussicht freier würde.

Und jetzt sah er dort auf dem Felde einen Wolf, der im Kreise umhersprang und die Rute kraxengerade in die Höhe hielt. Er blieb einmal über das andere stehen, legte sich hin, die Schnauze auf die Vorderpfoten gedrückt, erhob sich dann wieder mit ledigen Sprüngen wie ein Hund, der einen anderen zum Spiele lockt.

Er spielte immer weiter, ganz allein, draußen auf dem Felde.

Der Knabe lachte und rief die Scheibe mit seiner warmen Hand und vergaß völlig den Hund draußen vor der Tür.

Da bemerkte er, wie der Hund sich dem Wolfe zu nähern begann. Ganz langsam und unsicher ging er. Aber je näher er kam, desto aufgeregter sprang der Wolf. Er sprang hoch empor, rollte sich in Schnee umher und legte sich dann wieder hin und lag einen Augenblick ganz still.

Nach und nach wurde der Hund mutig, und zuletzt war er dem Wolf so nahe, daß die beiden umeinander herumzuspringen begannen wie zwei spielende Hündchen.

Orn stand am Fenster und sah zu, und seine Füßchen trampelten vor Ungebuld, weil er nicht dabei sein konnte. Er lief einmal zur Tür und stemmte seine kleine Schulter dagegen. Aber sie rührte sich nicht. Da begann er mit den Fäusten dagegen zu hämmern, und er schluchzte vor Wut, daß er nicht hinaus konnte.

Als er wieder zur Fensterscheibe kam, sah er, wie der Wolf den Hund immer weiter über das Feld lockte, bis sie hart am Waldbrande waren.

Da sieht er, wie das Ungetüm stehen bleibt und zum Gese hinüberpäht und lauscht.

Und im nächsten Augenblick stürzte es sich mit einem wilden Knurren auf das Hündchen.

Der Knabe sank auf dem Fleck, auf dem er stand, fast in die Knie. Der Hund jammerte zum Erbarmen. Und er sah, wie das Tierchen in die Höhe geschleudert wurde wie ein Lappen. Da durchschauderte es das Kind. Es schluchzte plötzlich vor Schrecken, als ob alles Unglück der Welt sich mit einem Male vor seinen Augen aufstiele. Es war ihm, als könne er hören, wie der Nacken des Hundes knirschend unter den Zähnen des Wolfes zerschmettert wurde.

Vater! schrie er und wandte sich in wildem Grauen vom Fenster ab.

Als er wieder an die Fensterscheibe trat, und stand und jammerte und hinausblickte, schleppte der Wolf das getötete Hündchen in den Wald.

Während er heranwuchs, brannte sich diese Erinnerung immer tiefer in sein Inneres ein. Er wurde wortkarg, und er lachte niemals. Er verzog nur hier und da die Lippen wie ein knurrendes Tier.

Vom deutschen Adel.

Mancher wird verwundert den Kopf schütteln, wenn er die Behauptung hört, daß es einen deutschen Adel überhaupt nicht mehr gibt! Und doch ist dem so, wenn man nämlich dabei nicht mit der Neugierlichkeit der Titel und Namen sich begnügt, sondern nach dem fragt, was in früheren Zeiten das eigentliche Wesen des Adels ausmacht: seine tatsächlichen Vorrechte. Darunter war z. B. die Befugnis, nicht vor einem Gericht unterer Instanz Recht zu nehmen; die Befreiung von Steuer, Zoll und Militärdienst; das Vorrecht auf die Besetzung gewisser Ämter, z. B. beim Reichskammergericht; das Recht, durch Weidrückung des adeligen Siegels einer Urkunde öffentlichen Charakter beizulegen; das ausschließliche Recht Nittergüter zu besitzen und Familienfideikommiss zu errichten usw. Ein Teil dieser Vorrechte besteht ja heute noch, aber nur für die regierenden Familien und jene anderen, die ihnen gleichgestellt worden sind, weil sie früher ebenfalls regiert haben; also nur für einen geringen Bruchteil des Adels. Für alle übrigen sind sie durch die Befreiung der letzten 50—100 Jahre aufgehoben, und damit ist deren Adel tatsächlich beseitigt. Früher dagegen hatte der deutsche Adel wirklich eine Bedeutung und zwar vor allen Dingen eine *wirtschaftliche* Bedeutung: er verschaffte seinen Trägern gute Einnahmen. Interessante Einzelheiten darüber erzählt der in diesen Dingen besonders bewanderte Herr Kellule v. Stradonitz in der „Deutschen Revue“. Derjenige Adel, der eine bestimmte Zahl von Ahnen nachweisen konnte, besetzte im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation jene geistlichen Fürstentümer, über die der hübsche Satz im Schwange war: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen,“ nämlich die Kurfürstentümer von Mainz, Köln und Trier, den Erzbischofthum von Salzburg, die Bistümer Würzburg, Bamberg, Münster, Baderborn, Osnabrück, Strahburg usw., alles was man kurz die Hoch- und Domstifte nannte, dazu aber auch die ihnen gleichgestellten Reichsdamenstifte und Stiftstetten mit ihren reichen Einkünften. „Es sind rund 250 Adelsfamilien zu verzeichnen, deren Mitglieder seit der Reformation allein die Bisthofs- und höheren Stige des Heiligen Römischen Reiches besetzt haben, ohne die, die bloß auf Domherren- und ähnliche Stiftsstellen gelangt sind.“ Die Domherren hatten außer dem Genuß ihrer reichen Pfründe vielfach auch noch die ertragreichsten weltlichen Ämter inne. Rechnet man hinzu, daß die geistlichen Fürsten auch die anderen weltlichen Ämter und die Offizierstellen mit Vorliebe an Mitglieder der eigenen Verwandtschaft, sodann an Verwandte ihrer einflussreichen Domherren vergaben, so erkennt man leicht, daß der Aufstieg auch nur eines Mitgliedes einer Adelsfamilie zu einer Domherrnstelle für die ganze Familie Wohlhabenheit, der Aufstieg zu einem der geistlichen Fürstentümer selbst aber Reichtum bedeutete.

Als zweites Mittel, den Adel zu wirtschaftlichem Vorteil auszunutzen, nennt Kellule von Stradonitz ganz ungeniert die *reiche Heirat*. Freilich, für den „Stiftsmäßigen“, also im wesentlichen katholischen Adel war es wichtiger, eine Braut zu ehelichen, die ebenfalls die erforderliche Zahl von Ahnen besaß, auch wenn sie minder reich war als eine andere; denn sonst würde die Ahnenreihe unterbrochen, die Familie verlor die Anwartschaft auf die oben erwähnten Stiftsstellen usw., und der dauernde Schaden war größer, als der augenblickliche Vorteil. Aber bei dem weltlichen und dem evangelischen Adel ist „die Zahl derjenigen Familien in Deutschland, bei denen der Wohlstand oder Reichtum der Gegenwart bereits mit einer reichen Erbin verheiratet worden, weit

zahlreicher, als man gemeinhin glaubt“. Und „das Mittel der reichen Heirat hat durch die Jahrhunderte hindurch bis auf die Gegenwart seine segenspendende Kraft bewahrt“!

Mit diesen wirtschaftlichen Vorteilen des Adels steht dann in engem Zusammenhang die Art, wie er erworben wurde. Man unterscheidet in Deutschland Uradel — das sind diejenigen Familien, die schon vor dem Jahre 1350 den Adel besaßen; älteren Briefadel — diejenigen, denen er durch Adelsbrief bis zum Jahre 1600 verliehen worden; und jüngeren Briefadel — die ihn durch Adelsbrief nach dem Jahre 1600 erhalten haben. Woher der Uradel stammt, wird nicht gesagt. (Er ist in Wirklichkeit entstanden aus den Beamten der fränkischen und späteren Könige; die zur Entlohnung ihrer Dienste Grundbesitz bekamen, den sie sich später entgegen dem Willen der Könige als persönliches Eigentum anmaßten.) Die Verleihung des Briefadels aber war reine Geschäftssache. Die Könige und Fürsten ließen sich den Adelsbrief gut bezahlen, und die Bewerber ließen sich ein Stück Geld kosten, weil sie hofften, mehr als die Unkosten herauszuschlagen. Wörtlich schreibt Herr v. Stradonitz: „Bis zum Untergang des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation war der Erwerb des Briefadels wesentlich eine Frage der Kosten, Tugen und Gebühren. Wer das Recht der Adelsverleihung besaß, der Kaiser voran, betrachtete es fast ausschließlich als eine Geldquelle. Wer die hohen Kosten, Tugen und Gebühren bezahlen konnte und darum nachsuchte, erhielt den Adel. Mit den höheren Adelstiteln Freiherr und Graf war es nicht ganz so, aber ähnlich.“

Diese schönen Zeiten sind nun vorüber. Die tatsächlichen Vorrechte sind, wie gesagt, bis auf unbedeutende Reste aufgehoben, der Adel gibt kein besonderes Anrecht mehr, auf Kosten des Volkes gestützt zu werden. Das gelingt heute nur den Adligen, die große Kapitalisten geworden sind. Den anderen bleibt nichts übrig, als durch ganz gewöhnliche ehrliche Arbeit ihr Leben zu fristen. Das gilt zwar immer noch als nicht standesgemäß, aber gerade darum beweist es, daß der Adel in dem, was früher sein Wesen ausmachte, nicht mehr existiert, sondern sich aufgelöst hat; d. h. er ist zum Teil in die Kapitalisten, zum Teil in die Proletariatsklasse übergegangen. Herr v. Stradonitz wehrt: „Wer die Gothaischen Genealogischen Taschenbücher des Uradels und des Briefadels nachschlägt, kann darin ohne Schwierigkeit adlige Handwerker, kaufmännische Angestellte in geringen Stellungen, kleine Gewerbetreibende, Subalternbeamte usw. in Menge verzeichnet finden, derjenigen Fälle gar nicht zu gedenken, in denen das Fehlen jeglicher Besitz- und Berufsangabe in Verbindung mit dem Leerbleiben der Klammer, die den Wohnsitz zu enthalten pflegt, den Tatbestand kusch verhält oder durch das Wort „Amerita“ in dieser Klammer um so greller beleuchtet. Das auffallendste hierbei ist, daß sich darunter als verarmt und sogar heruntergekommen auch Geschlechter vornehmsten Uradels und solche mit großen Namen finden, aus denen ganz große Personen im 16. und 17. Jahrhundert, teilweise auch noch im 18. Jahrhundert hervorgegangen sind, die damals noch über einen höchst ansehnlichen Grundbesitz verfügten. Auch unter solchen Familien sind heutzutage Vertreter von Berufen wie Schriftfeger, Arbeiter höherer und niederer Gattung nicht wenig zu finden. Und die Träger adliger Namen, denen es nicht einmal gelingt, das Zeugnis zum einjährig-freiwilligen Heeresdienst zu erwerben, die also eintretenden Falles als „Gemeine“ dienen müssen, mehren sich in betrübender Weise.“

Herr v. Stradonitz, der hierin offenbar eine schwere Gefahr für das allgemeine Wohl sieht, weiß keinen anderen Ausweg, als den Rat, die Staatsgewalt möge hinfort nur solche Personen in den Adelsstand „erheben“, die außer wirklichem Verdienst auch ein großes Vermögen aufzuweisen haben. . . ! Woraus man wieder einmal erseht, daß die Ansichten über das, was Ehre und Achtung verdient, beim Adel andere sind als beim „gemeinen“ Volk.

Die Geschichte der gegenwärtigen Pestepidemie.

Eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Infektionskrankheiten, der Professor der Hygiene an der Pariser Universität, A. Chantemesse, veröffentlicht im „New York Herald“ einen bedeutsamen Aufsatz, in dem er die Entstehung, das allmähliche Anwachsen und die besondere Gefährlichkeit der neuen Pestepidemie schildert. Der Ursprung und wahrscheinlich auch ein Teil der furchtbaren Intensität der Krankheit ist auf ein Tier zurückzuführen, dessen verhängnisvolle Rolle in der Geschichte der Pestepidemie bisher nur weniger Gelehrten bekannt war und hauptsächlich durch die Forschungen deutscher Ärzte klargestellt worden ist. Dieser unheilvolle Geselle, den man wohl für die Entstehung der gegenwärtigen Pestepidemie verantwortlich machen kann, ist ein Nagetier, eine Art Prariebiber, das der *Taxidea* heißt und sich in den westlichen Gegenden der Mongolei und dem östlichen Gebiet des Baikalsees findet. Dieses kleine Tier, das wegen seines Felles eifrig gejagt wird, erhält nun seine besondere Bedeutung in der Geschichte der Menschheit dadurch, daß es sehr leicht den Angriffen der Pestmikrobe erliegt und für die Lungenpest ebenso empfänglich ist wie die gewöhnliche Ratte für die Bubonepest. Seit einer Reihe von Jahren schon hat man die furchtbare Rolle erkannt, die die Ratte bei der Übertragung

der Pest spielt, indem nämlich Fliegen, die von dem Blut pestkranker Ratten infiziert sind, den Krankheitskeim durch ihren Biß in den Menschen verpflanzen. Gleich entsehrlich ist der Anteil, den der Tarbagan an der Verbreitung der Pest hat, nur noch furchtbarer dadurch, daß er nicht erst eines Vermittlers, wie der Fliege, bedarf, sondern die Keime der Lungenpest durch die Luft von dem Tier auf den Menschen übertragen werden. Im Jahre 1910 waren durch die besonders zahlreich auftretenden Tarbagans sehr viele Pelzjäger nach der Mongolei gelockt worden. In den letzten Tagen des Oktobers wurden nun plötzlich sechs dieser Trapper, die eine große Anzahl dieser Wiber getötet und ihrer Pelze beraubt hatten, nacheinander von einer Krankheit ergriffen, die mit einer sehr schweren Form des Hustens begann, in ein furchtbares Blutspien überging und bald mit dem Tode endete. Die ersten Opfer waren von der Lungenpest dahingerafft worden. Mit größter Schnelligkeit verbreitete sich die Krankheit, ein wahnsinniger Schrecken ließ die mongolischen Bauern aus ihren Dörfern fliehen. Viele von ihnen suchten Rettung, indem sie die Strecke der ostchinesischen Eisenbahn in der Richtung von Charbin und den Stationen der Mandschurei und Kharilar entlang zogen, die Anstreckungskeime mit sich schleppend. Auf diese Weise wurden die Chinesen infiziert, und die Pest richtete bald Verheerungen unter ihnen an, die man zunächst geheim zu halten suchte, aber schließlich doch, als das Entsetzen immer mehr wuchs, der russischen Regierung mitteilte.

Die Krankheit, die bei ihrem Ausbruch noch leicht hätte erstikt werden können, hatte nun Zeit gehabt, sich unter der schützenden Dede des Schweigens und der Verheimlichung auszubreiten. Die strengen Maßregeln, die nun angewendet wurden, Isolierung der Kranken, Verbrennung der Pestleichen, Einäscherung der mit Pest infizierten Hütten und das Verhängen der Quarantäne über eine große Anzahl von Leuten, die mit Pestkranken in Berührung gekommen waren, all das konnte die Epidemie nicht mehr aufhalten. Um einen Begriff von der reichenden Schnelligkeit zu geben, mit der die Seuche sich ausbreitete, seien einige Zahlen erwähnt. Vom 27. bis zum 28. Oktober 1910 kamen in der Mandschurei 26 Pestfälle vor, von denen 15 zum Tode führten. In der Zeit vom 30. Oktober bis zum 1. November kamen 45 neue Fälle vor, von denen 35 tödlich verliefen. Zehn Tage später hatte die Pest bereits 178 Personen ergriffen, hauptsächlich Chinesen, und 157 getötet. Am 8. November trat sie in Charbin auf. Dieser Sturmhauf der Krankheit wird dadurch hervorgerufen, daß bei der Lungenpest, im Gegensatz zur Bubonepest, die Übertragung der Krankheit durch die von der Pest Ergriffenen selbst geschieht, und zwar werden durch die Hustenanfälle sowie durch den blutigen oder anderweitigen Auswurf die in der Lunge vorhandenen Pestkeime in die Luft gebracht und dann von gesunden Menschen eingeatmet. Wie bei den Influenzaepidemien die Luft mit solchen ansteckenden Keimen geschwängert ist, so sind auch bei der Lungenpestseuche die Menschen von diesen entsehrlichen Todesbringern umgeben. Es ist festgestellt, daß bei denen, die von der Lungenpest ergriffen werden, die ersten Krankheitserscheinungen in den Lymphwegen und Ganglien der Lungen auftreten.

Die gegenwärtige Epidemie ist in der ganzen Mandschurei eingedrungen und hat sich von da aus bis nach Peking und weiter ausgedehnt. Das rasche Anschwellen der Todesziffern geht auf das Vorherrschen der gefährlichsten aller Pestarten, der Lungenpest, zurück, auf die völlige Unwirksamkeit des Antipesterums, von dem man sich vergebens viel versprach, auf die ganz ungewöhnliche Virulenz der hier wirkenden Pestbazillen. Eine solche Virulenz war bei den Ausbrüchen der Pest in der jüngsten Vergangenheit völlig unbekannt; sie erinnert an die entsehrlichen Verwüstungen, die die Pestseuchen im Mittelalter anrichteten. Die Maßnahmen gegen die Pest, die von den russischen Behörden angeordnet wurden, beschränken sich im wesentlichen auf die Isolierung der Kranken und der Pestverdächtigen und auf Desinfektion durch Feuer. Wäre die Zahl der Kranken nicht so riesengroß, so dürfte man immerhin die Hoffnung haben, daß die Epidemie bei der strengen Durchführung dieser Maßnahmen zum Stillstand gebracht werden könnte, aber was für eine Macht können die Vorkehrungen haben bei einer verängstigten Bevölkerung, die in ihrem sinnlosen Schrecken sich nur durch Flucht in Sicherheit bringen will, d. h. durch Ausbreitung der Krankheit und durch Fortschleppung der Keime, die sie schon in sich tragen? Da diese mandschurische Pest durch Auswurf und Husten der Kranken übertragen zu werden scheint, so muß man wieder zu jenen Gesichtsmasken greifen, mit denen die mittelalterlichen Ärzte sich einst gegen die Krankheit zu schützen suchten. Nur so werden auch die heutigen Diener des Askulap, die in dieser schweren Gefahr ihre Pflicht tun, dem sonst sicher drohenden Tode entgehen können.

Schach.

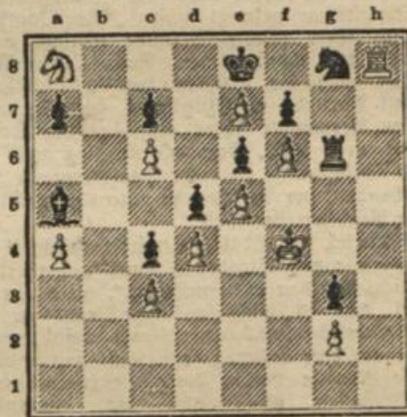
Unter Leitung von S. Mopin.

Lösung. (21. Januar. S. Lohd. Weiß: Kd4; Th3; Lh1; Lel1; Sf4; Sf6; Bb2. Schwarz: Kb3; Tg2; Lf1; Lh2; Sg3; Sa1; BB b3, c2, f2, h4. Weiß zieht und gewinnt. 14+)

Diese berühmte Endvielfstudie ist unter dem Namen „Die Pilgerschaft nach Rom“ bekannt und gehört zur sogenannten „symbolischen“ Art der schachlichen Darstellung allgemeiner

Verantw. Redakteur: Richards Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Druckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Kategorien des Denkens. Wir bringen hier zum erstenmal einen der schönsten Repräsentanten der schachlichen „Symbolistik“. Der Zusammenhang des oben zitierten Namens mit der Idee der Studie erhellt zum Schluß der Lösung. Schwarz ist um 3 Bauern stärker an Material als der Gegner und würde leicht gewinnen, falls er seinen Steinen Bewegungsfreiheit verschaffen könnte. Jedoch er kann sich von der Umklammerung durch die feindlichen Streitkräfte nicht entsehrlein, wenigstens nicht ohne Hilfe des Gegners; denn seine K, T, S, S und BB sind Pat; sein Lf1 kann wegen Lh1xg2+ nicht ziehen, und solange Weiß seinen Fehler macht, bleibt dem Schwarzen nur die pendelnde Bewegung Lh2-g1-h2-g1 zc. übrig. Jedoch was soll auch Weiß machen? Zieht der Th3, so folgt Sg3xh1 (bzw. Kxg3) und Schwarz ist entsehrlein. Die weißen Springer können nicht ziehen, ohne eine Entsehrleinung des Gegners mittels Kg4 oder Ke2 zu gestatten. Die Zugfolge Lh1xg2+, Lxg2 würde den Verlust mittels f2-f1 D herbeiführen; zieht aber der Le1, so folgt e2-o1 D nebst Sa1-c2 und Schwarz würde sich leicht befreien. Demnach bleibt dem Weißen nur sein K zu einer eb. Aktion übrig, weil nur sein K an der Umklammerung des Gegners einstweilen nicht teilnimmt. Wie kann der weiße K jedoch wirksam eingreifen? Nach einigem Nachdenken findet man, daß wenn der weiße König nach h4 in einem Moment gelangt, in dem der Gegner seinen schwarzen Läufer auf g1 positionieren müßte, der Sg3 seine Deckung verlieren und Txg3+ erfolgen könnte. Der gegnerische schwarze Läufer muß nach g1 im ersten, dritten, fünften zc. Zuge der Lösung kommen, d. h. in jedem Zuge ungraden Nummer. Demnach muß Kd4 trachten, das Feld h4 in einer ungraden Zügezahl zu erreichen. Der kürzeste Weg wäre etwa Kd4-e5-d6-e7-f7-g6-g5xh4. Jedoch dieser Weg ist nicht angänglich wegen der weißen Felder f7 oder g6, da Kd4 beim Betreten eines weißen Feldes ein „Schachgebot“ (!) von Lf1 bekommen könnte, wonach Schwarz mit f2-f1 D gewinnen würde. Man wird sich aber leicht überzeugen können, daß solange Kd4 ausschließlich auf schwarzen Feldern sich bewegen würde, er nach h4 niemals in einer ungraden Zügezahl kommen kann! Man kann herumprobieren so viel man will, es geht nicht! (Das ist nämlich eine immutante Eigentümlichkeit des Schachbrettes!...) Nach langem, unnützen Herumprobieren wird man schließlich darauf kommen, daß man unbedingt ein weißes Feld finden muß, auf dem Kd4 stehen könnte, ohne einem „Schachgebot“ von Lf1 ausgesetzt zu sein. Ein solches Feld ist nur a8. Die kürzeste Lösung besteht also in der Bewegung: Kd4-c5-b6-a7-a8-b8-c7-d8(e)-e7-f8-g7-h6-g5xh4-Txg3+ (wobei Schwarz immer Lh2-g1-h2-g1-h2-g1 zc. zieht). Die Forderung lautet einfach: „Weiß zieht und gewinnt“. (Ohne Beschränkung der Zügezahl. Am 21. Januar sollte es heißen (14+) statt „(4+)“, was ein Druckfehler war.) Zeigt man die Lösung einfach am Brett variantenmäßig (d. h. Zug um Zug, ohne die oben angeführten Logischen Begründungen zu erwähnen) so braucht man die kürzeste Zügezahl (14) gar nicht einzuhalten, indem man (um dem Zuschauer zu imponieren) absichtlich etwas länger mit dem weißen König auf schwarzen Feldern herumspaziert und nur einmal (quasi zufällig) das Feld a8 betritt. Dann geht es immer aus, d. h. man kommt nach h4 jedenfalls im richtigen Moment an. Solange aber man auf a8 nicht gewesen ist, kann es nimmer ausgehen!... Dem Zuschauer, der die Logische Begründung der Sache noch nicht kennt, kommt dann das Feld a8 wie ein Hauberfeld vor: Sobald der weiße König auf a8 gewesen ist, wird er von allen Sünden absolviert und es gelingt ihm alles von selbst. In diesem allegorisch-symbolischen Sinne ist das Feld a8 dem Wohnsitz des von Sünden absolvierenden Papstes, „Rom“ analog. Daher der Name „Die Pilgerschaft nach Rom“. — Wer jedoch der Logik des gesunden Menschenverstandes frömmt und ein nachdenkendes Forschen nicht scheut, für den gibt es keine Märchen noch Wunder: er begreift und versteht den Fokus-Fokus des schachlichen Wunder-Roms (a8). Da das Schach den Ehrgeiz hat, zu den höchsten zu zählen, trachten manche Komponisten in schachlicher Form auch allgemeine Ideen zur Darstellung zu bringen. So entsteht die „symbolische“ Kompositionsart, von der wir wenigstens einmal unseren Lesern ein Beispiel vorführen wollten.



D. T. Matth. Weiß zieht und gewinnt.